

Unterhaltungsblätter

Wöchentliche Beilage zur Erfurter Ostdeutschen Zeitung.

№ 2. 1896.

Böse Bungen.

Roman von Heinrich Vogel.

(Fortsetzung.) (Nachdr. verboten.)

Endlich legte Otto mit dem Ausdrucke sichtlichen Behagens Messer und Gabel auf den Teller und sagte: „So, wenn ich jetzt meine Cigarre angezündet habe, sollt ihr Alles erfahren, was ich über den durchgebrannten Bräutigam weiß. — Du erlaubst doch, Mama?“ wandte er sich an die alte Dame, ein Streichholz anzündend.

„Gewiß, mein Sohn, aber spanne Anna nicht länger auf die Folter. Was ist mit Hermann?“

„Ich weiß nicht viel,“ fing der Husarenlieutenant seinen Bericht an. „Aber was ich weiß, sollt ihr getreulich vernehmen. Als ich gegen sieben Uhr über den Marktplatz ging, traf ich Hellmer, der — wie es schien — in großer Eile und Aufregung daher kam. ‚Gut, daß ich Dich treffe,‘ rief er mich an, ‚Du gehst gewiß zur Mutter, da kannst Du mir einen Weg ersparen. Ich habe ohnehin nur sehr wenig Zeit.‘ — ‚Was hast Du denn?‘ fragte ich verwundert. ‚Kommst Du heute nicht mit?‘ — ‚Nein, ich fahre mit dem nächsten Zuge nach Wien und habe vorher noch allerlei zu besorgen. Sei also so gut und entschuldige mich.‘ Dabei nahm er aus seiner Brieftasche diese vier Hundertguldenscheine und übergab sie mir mit der Weisung, sie Dir, Anna, zu überbringen. ‚Weißt Du,‘ erklärte er mir, als ich ihn etwas verwundert ansehen mochte, ‚ich soll Schloß Waldhausen malen, ich habe vom Grafen Bernholz den Auftrag erhalten und einen ansehnlichen Vorschuß zugleich. Anna soll mir das Geld aufbewahren; es könnte mir in Wien sonst durch die Finger laufen.‘ — ‚Was

macht Du denn in Wien und warum mußt Du so plötzlich abreisen?‘ fragte ich ihn nochmals, worauf er erklärte: ‚Ich habe dem Grafen versprechen müssen, die Sache sofort in Angriff zu nehmen und zu dem Zweck noch heute Abend nach Wien zu reisen. Ich muß mir die Wandfläche ansehen, für welche das Bild bestimmt ist, da mir die Größe desselben

überlassen blieb. Ich erzähle Dir die Sache genauer, wenn ich zurückkomme, wahrscheinlich bin ich schon morgen Abend wieder hier. Also leb' wohl, ich muß fort, Anna soll nicht böse sein.‘ — Dann kam noch die Extrabestellung, deren ich mich schon entledigt habe. Hier hast Du noch das Geld, und nun weißt Du Alles!“ Anna machte ein nachdenkliches Gesicht, die Bankscheine aufmerksam betrachtend.

„So freue Dich doch, Mädchen,“ neckte sie der Offizier, „wenn man Geld bekommt, kann man schon ein freundliches Gesicht machen. Du hast ja auch gehört, daß Hermann morgen zurückkehrt.“

„Ich hätte ihn doch gerne noch vorher gesprochen. — Sagte er nichts von seinem Onkel?“ forschte Anna dann.

„Nein, mein Herz, davon erwähnte er nichts. War er denn heute dort?“

Anna erzählte, was Leni ihr mitgeteilt hatte und vertraute auch dem Bruder ihre Befürchtungen an, daß ein Streit Hermann zu einem Entschluß treiben könne, der den früheren Plan, auf dessen Verwirklichung sie sich so sehr gefreut hatte, wieder zerstören würde.

Der Bruder suchte sie zu beruhigen und verabschiedete sich von den Seinen, um noch ein Stündchen in's Kasino zu gehen.

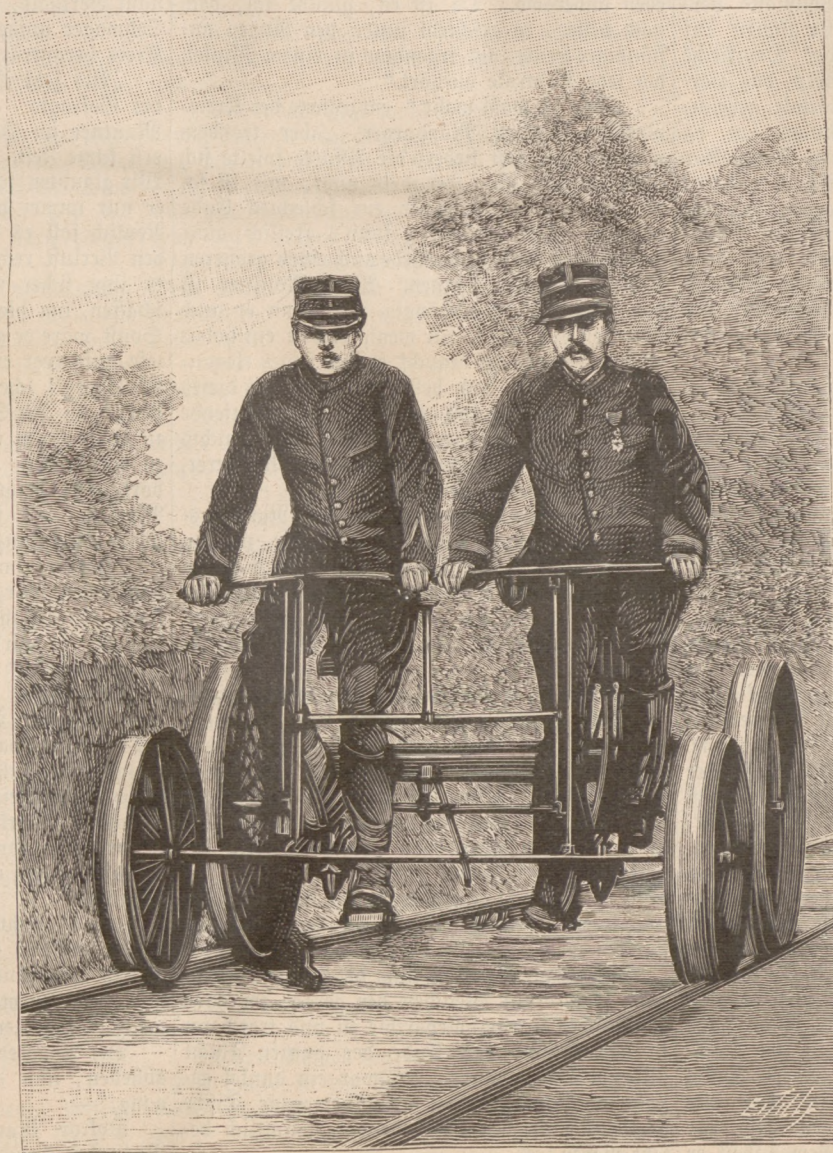
Säbelflirrend, wie er gekommen, verließ er das kleine Haus, dessen Thür ihm Leni öffnete.

„Herr Lieutenant,“ sagte diese, „ich hätte eine große Bitte.“

„Was gibt's denn, mein Schatz, was soll ich thun?“

„Ich wollte schön bitten, ob der Herr Lieutenant nicht ein gutes Wort einlegen möchten für meinen Franz. Der Herr Rath hat versprochen, daß er jetzt vorrücken soll.“

„Damit ihr nun heirathen



Rekognoszierungsfahrt auf einem Quadracycle beim französischen Heere. (S. 11)

könnt, nicht wahr? Nun, ich will's ihm schon sagen, was Sie für ein hübsches Kind sind."

Er klopfte dem Mädchen auf die Wange und schritt schnell die Mühlgasse hinauf.

2.

Die Kasinogesellschaft war die vornehmste gefellige Vereinigung, welche Burgheim aufzuweisen hatte. Vor Allen verkehrten dort der Bezirkshauptmann, die Offiziere des Husarenregiments, die Oberbeamten des Gerichts und der übrigen Aemter und mit diesen die Elite der Bürgerschaft.

Ab und zu ließ sich auch ein Mitglied des benachbarten Landabfels erblicken, der sich im Winter sogar lebhaft an den Festlichkeiten der Gesellschaft betheiligte. Natürlich; man konnte ja nicht immer nur unter sich sein. Kamen ja auch die Husarenoffiziere dahin, von denen viele von Adel waren, die Alle, mit Ausnahme der älteren Herren, so entzückend tanzten, wie die jungen Baronessen und Komtessen erklärten.

Das Kasino befand sich in den Parterre-räumlichkeiten des eine Seite des Marktplatzes einnehmenden Rathhauses, dessen großer Saal im ersten Stockwerk der Gesellschaft für die winterlichen Feste zur Verfügung stand. Die Bewirthung besorgte der Hirschwirth Waldhuber. Sein Gasthof stieß rechtwinklig mit dem rechten Flügel an das Rathhaus, so daß man nicht leicht eine bequemere Einrichtung hätte treffen können.

Der junge Husarenlieutenant beeilte sich, sein Ziel zu erreichen. Es war inzwischen zehn Uhr geworden, und die Häuser nach guter alter Sitte bereits geschlossen. Der Vollmond verbreitete eine zauberhafte Helle. Er glänzte auf den kupfergedeckten Thürmen der Domkirche und blinkte in ihren hohen Fenstern, das zierliche Maßwerk und die reichen Portale geheimnißvoll umwehend. Der Marktplatz lag da wie im Tageslichte, und die zarie Architektur der Giebelhäuser war mit magischem Scheine übergossen. Das Rathhaus dagegen, in tiefe Finsterniß getaucht, warf einen riesigen Schatten auf den Platz. Die Lauben mit ihren Spitzbögen erschienen tiefdunkel wie der Schlund einer Höhle. Nur der Knäuf oben auf der Windfahne funkelte lustig in dem fluthenden Mondlicht.

Als Otto um den Dom herumzog, blieb er einen Augenblick stehen, den zauberhaften Anblick zu genießen. Der große Platz war menschenleer. Feierliche Stille lagerte über dem sonst so belebten Raume, nichts als der Schall seiner eigenen Schritte schlug an sein Ohr. Aus der Ferne hörte man das heisere Geheul eines Hundes, das hinter den Giebelhäusern her bald als langgezogene Klage töne, bald als kurz ausgestoßenes zorniges Bellen hervorbrang.

Unwillkürlich richtete der Offizier seinen Blick nach der Richtung jenes Geräusches. Da bemerkte er plötzlich, wie eine dunkelgekleidete Gestalt sich aus dem Schatten der Domterrasse an anderen Ende des Marktplatzes löste. Der Unbekannte schien einen raschen Blick über den Platz zu werfen, huschte schnell an den mondbeglänzten Giebelhäusern vorüber und verschwand bald im Schatten der Rathhauslauben.

Der Offizier hatte seine Augen vergebens angestrengt, die Gestalt zu erkennen. Es war ihm etwas an der Art und Weise aufgefallen, wie sie an den Häusern vorbeiglitt. Einen Augenblick glaubte er seinen zukünftigen Schwager erblickt zu haben. Aber das war ja nicht möglich; der war ja abgereist! Was hätte Hellmer auch um diese Stunde in der Domgasse zu thun gehabt?! Von seinem Onkel konnte er so spät nicht kommen. Der alte Mann pflegte sich bereits um neun Uhr zur Ruhe zu begeben, von welcher Gewohnheit er um keinen Preis der Welt abgewichen wäre.

Vielleicht aber hatte Hellmer den Zug versäumt und kam wieder vom Bahnhofe zurück?

Otto wurde in seinem Nachdenken durch hastige Schritte unterbrochen, die ihn bald erreichten.

"Guten Abend, Herr Lieutenant, wollen Sie auch noch in's Kasino?" fragte ihn Jemand.

"Ah, Herr Kreisphysikus, wie geht es Ihnen?" antwortete der Offizier. "Gewiß gehen Sie auch auf einen Schoppen hinüber, wie ich aus Ihrer Frage vermuthen darf."

"Natürlich. Heute wird wahrscheinlich eine besonders zahlreiche Gesellschaft dort versammelt sein von wegen der Revanchepartie zwischen Mautner und Rittmeister v. Edelsberg. Ihr Schwager in spe ging ja soeben auch hin."

"Doch nicht! Hellmer ist nicht hier, er wollte mit dem Abendzug nach Wien fahren. Da müßte er denn den Zug verfehlt haben oder sich im letzten Augenblick anders besonnen haben! — Nun, wir werden ja sehen."

"Er wird sich an das heutige Kartenduell erinnern haben und hier geblieben sein. Ich bin selbst gespannt, wie die Sache ausgeht," sagte der Doktor. "Der Rittmeister hatte neulich höllisches Glück. Dem Mautner soll es schwer geworden sein, die verlorenen dreitausend Gulden aufzutreiben. Ich hörte, sein Vater habe sich bestimmt geweigert, ihm zu helfen. Der junge Mensch treibt es ein bischen gar zu arg. Eigentlich sollte im Kasino ein so hohes Spiel gar nicht erlaubt sein."

"Was wollen Sie machen, Herr Doktor? Läßt man sie dort nicht spielen, so spielen sie eben anderswo. Da ist es, glaube ich, doch noch besser, es geschieht unter den Augen anständiger Leute, als irgendwo in einem Winkel, wo jede Kontrolle aufhört."

"Das ist wohl wahr," entgegnete der Kreisphysikus Doktor Mayburger, "aber trotzdem wäre es mir fast lieber, die Affaire spielte sich nicht bei uns ab. Ich weiß nicht, mir ist so, als müßte die Geschichte ein schlechtes Ende nehmen. Der Edelsberg kann's freilich aushalten, er ist reich, und würde auch einen größeren Verlust ertragen können. Aber Mautner ist von seinem Vater abhängig, und wenn er auch in dessen Bankhause für wenig Arbeit ein hohes Gehalt bezieht, so braucht er bei seiner eleganten Lebensweise doch bestimmt mehr, als dieses beträgt. Woher soll er also so bedeutende Spielschulden zahlen, wenn der Alte nichts mehr hergibt? Dann kommen die Wucherer, und das Ende ist der Ruin."

Die Herren waren unter die Rathhauslauben gekommen. Sie öffneten die zu den Kasinoräumlichkeiten führende Thür und traten durch einen gut beleuchteten Gang in eine Art Vestibül, wo sie sich der Ueberröcke entledigten. Dann begaben sie sich in die Gesellschaftszimmer.

Der große Speisesaal war nur wenig besetzt.

Doktor Mayburger reichte dem Husarenlieutenant die Hand und sagte: "Sie gehen gewiß sogleich in's Spielzimmer. Ich bleibe zunächst hier, denn ich muß erst etwas zu mir nehmen. Ein später Krankenbesuch hat mich um mein Abendessen gebracht. Also bis nachher!"

Damit schritt er auf einen der kleinen Tische zu, welche sauber gedeckt an den Wänden standen.

Lieutenant Berthold ging durch den Billardsaal, schaute ein Weilschen der gerade im Zuge befindlichen Karambolpartie zu und trat dann in das kleine, das Ende der ganzen Flucht bildende Spielzimmer. Es war ein dunkel gehalten Raum, dessen grünüberzogene Tische gewöhnlich an den Spielabenden sämmtlich besetzt waren.

Heute wurde nur an dem in der Wand-

nische stehenden Tische gespielt, während die zahlreichen im Zimmer anwesenden Herren mit gespannter Aufmerksamkeit dem Spiele folgten, mit dem der Rittmeister v. Edelsberg dem jungen Mautner, wie er gewöhnlich genannt wurde, Revanche für den neulichen Gewinn bot.

Die Partie hatte erst kurz vor dem Eintritt Otto's in das Spielzimmer seinen Anfang genommen.

Der Rittmeister, ein schöner, stattlicher Mann mit prächtigem schwarzen Vollbart, eine recht martialische Erscheinung, ordnete gerade sein Spiel, ohne eine Miene zu verziehen, nachdem er mit großer Gelassenheit die Karten vertheilt hatte.

Sein Partner war sichtlich aufgeregt. Mit nervöser Hast steckte er sein Spiel zusammen. Der Blick seiner dunklen Augen hatte etwas Stechendes, und sein bleiches Gesicht nahm, wenn er die halbgeschlossenen Lider hob, um über die Karten hin seinen Gegner zu beobachten, einen lauernden Ausdruck an. Er war ein schlanker, wohlgebauter Mann mit feinen, etwas verlebten Zügen, und mit großer Eleganz gekleidet. Aber die Halsbinde war verschoben, und das wohlgepflegte Haar hing ihm wirr in die Stirne. Man sah deutlich, daß die Spiel Leidenschaft ihn völlig ergriffen hatte.

Mit regem Interesse verfolgten die umstehenden Herren die auf und ab schwankenden Chancen der Spieler, wobei sie ihre Ansichten und Meinungen über den Gang des Spieles und die Aussichten der einen oder der anderen Partei mit leiser Stimme austauschten.

"Wie stehen die Aktien?" fragte der Lieutenant Berthold, der eben vergeblich nach seinem Schwager umhergespäht hatte und jetzt an den Kreis herantrat, einen der Zuschauer.

"Bis jetzt ist wenig Differenz," erwiderte der Befragte. "Bald ist der Rittmeister, bald Mautner im Vortheile. Sie spielen aber auch erst kurze Zeit. Mautner ist soeben gekommen. Wir glaubten schon, er würde ausbleiben. Wo er nur immer das Geld noch aufzutreiben mag? Neulich soll es ihm sehr schwer geworden sein, den Verlust rechtzeitig zu decken, und heute ist es ihm sicher nicht leicht geworden, Geld zu schaffen, um die Partie annehmen zu können. Sonst wäre er gewiß früher hier gewesen. Und wie aufgeregt er spielt! Die marmorne Ruhe Edelsberg's scheint ihn zu reizen. — Aber wo steckt denn Ihr Schwager? Ich dachte ihn hier zu treffen, um einen Ausflug nach Waldhausen zu verabreden. Er sagte neulich, man fände dort ganz besondere Arten von Flechten und Moosen. Sie kennen ja meine Schwäche in dieser Beziehung, lieber Berthold."

"Hellmer mußte heute Abend in Geschäften nach Wien fahren — so erzählte er mir wenigstens, als ich ihn vorhin traf, und da er nicht hier ist, so wird er wohl sein Vorhaben ausgeführt haben."

Das Glück hatte sich inzwischen mehr und mehr von dem Rittmeister abgewendet. Mautner's Gesicht, das vorher finster und verstimmt dreinschaute, hellte sich nun in dem Maße auf, als das Häuflein der vor ihm auf dem Tische liegenden Banknoten wuchs. Jetzt hatte er Champagner kommen lassen und stürzte, ohne aufzusehen, ein volles Glas in durstigen Zügen hinunter.

"So!" lachte er, "das hat mir gefehlt." Dabei wischte er sich den Schweiß von der Stirne und zündete eine neue Cigarre an.

"Herr Rittmeister, wenn's gefällig ist. Sie geben!" sagte er dann.

Der Angeredete nickte leicht, ließ die Karten abheben, und das Spiel nahm seinen Fortgang.

Doktor Mayburger hatte unterdessen sein Abendessen beendet und war in's Spielzimmer gekommen, um zu rauchen. Hier gesellte er

sich wieder zu dem jungen Husarenoffizier, ihn nach dem Stande der Parthie befragend.

„Er wird die Scharte ausweizen,“ meinte Otto.

„Ich möchte es ihm wünschen, obgleich Mautner einen ordentlichen Denkfettel verdient hätte.“

„Bravo! Bravo!“ rief man jetzt ringsum. „So ein Glück, und bei solchen Karten!“

„Mautner spielt auch mit großer Kühnheit!“ sagte ein Herr.

„Sagen Sie lieber mit großer Tollkühnheit,“ rief ein Anderer.

Fast die ganze im Kasino anwesende Gesellschaft umstand allmählig die beiden Spielenden, und die Aufregung des Spieles bemächtigte sich auch der Zuschauer. Das Glück schien Mautner nicht verlassen zu wollen.

v. Edelsberg blickte auf seine Uhr. „Ich sage die letzten Drei an,“ erklärte er, nachdem er wieder gemischt hatte. „Es ist bald zwölf Uhr, und ich habe morgen sehr früh Dienst.“

„Sie wollen schon gehen? Da scheinen Sie heute an Ihrem Glücke zu verzweifeln,“ meinte Mautner spöttelnd.

„Ich bemerkte schon, ich hätte morgen zeitig Dienst,“ entgegnete kühl und bestimmt der Rittmeister. „Uebrigens, damit Sie sehen, daß ich das Vertrauen zu meinem Glücke nicht verloren habe, so proponire ich: wir spielen sofort die letzte Parthie und zwar um Ihren doppelten Gewinn von heute Abend.“

„Nein!“ — „Es ist genug!“ — „Nein!“ riefen die Umstehenden. „Acceptiren Sie nicht, Mautner!“ — „Wir sind ja nicht in Monaco!“

„Alles gerieth in Bewegung, und man bestürmte die Spieler, aufzuhören, oder die Parthie in gewöhnlicher Weise zu beenden.“

„Ich halte meine Proposition aufrecht,“ sagte Edelsberg, den die spöttischen Worte seines Gegners gereizt hatten.

„Ich resistire niemals!“ rief dieser mit einer Stimme, der man den reichlich genossenen Wein anmerkte. Seine vom Trinken gerötheten Wangen wurden bleicher; er füllte das vor ihm stehende Glas bis zum Rande und leerte es mit einem Zuge.

In lautloser Stille und mit verhaltenem Athem erwarteten die Zuschauer den Ausgang des unerhörten Spieles. Die Meisten mißbilligten es, daß der Rittmeister den Vorschlag gemacht hatte. Aber sie schwiegen nun, da es klar war, daß sich die Sache nicht ändern ließ.

Die Karten waren gegeben. Auf dem bleichen Gesichte Mautner's zuckte ein Lächeln. War es Triumph und Hohn, war es ein Lächeln, das die Furcht expreßte. Seine Wangen rötheten sich heftig, und sein Blick wurde starr und unheimlich.

v. Edelsberg blieb unbeweglich.

„Drei Könige!“ schrie jetzt Mautner, seine Karten auf den Tisch werfend . . .

In diesem Augenblick entstand bei der Thür ein Geräusch. Eine Stimme rief: „Ist der Doktor da? Er soll sofort kommen! Der alte Ruttner ist ermordet!“

Eine allgemeine Verwirrung folgte diesen Worten. Alles rief durcheinander. Kaum sah man noch, wie der Rittmeister seine Karten umwendete und drei Aß zeigte.

Sein Gegner war aschfahl geworden.

„Verloren!“ stöhnte er.

Dann fiel er in seinen Stuhl zurück.

3.

Die Nachricht von dem gewaltsamen Tode des alten Ruttner hatte die Gemüther der friedlichen Bewohner von Burgheim mächtig aufgereg.

War der Verstorbene auch wenig beliebt, hatte er sich auch seines Geizes wegen die Achtung seiner Mitbürger nicht erwerben können —

ein solches Ende hatte ihm doch Niemand gewünscht!

Schon in den frühen Morgenstunden ging es in der oberen Domstraße äußerst lebhaft zu. Zahlreiche Gruppen lebhaft gestikulirender Leute umstanden das alte Haus, in dem soeben einige Polizeibeamte und Gerichtsherren verschwanden.

Von Zeit zu Zeit drang aus dem Unheilshause, dessen Thür ein Polizist gegen das Eindringen Unberufener vertheidigte, ein langgezogener Klageton, den der Hund des Erschlagenen ausstieß. —

„Ich weiß es ganz bestimmt,“ erzählte der bewegliche Barbier Seifert, „ich muß es ja wissen, das erfordert schon mein Geschäft, da ich meinen Kunden stets mit den besten Neuigkeiten aufwarten muß: der Mord ist bereits gestern Abend geschehen.“

„Wart Du vielleicht dabei?“ meinte sein Nachbar, der dicke Fleischer Wagner.

„Red' nicht so einfältig,“ erwiderte der Burgheimer Figaro. „Mir hat es der Nachtwächter gesagt. Der hat den todtten Ruttner zuerst gefunden. Wie er nämlich kurz vor Zwölf durch die Domstraße gegangen ist, hörte er das schreckliche Geheul des Hundes. Er griff an die Thürklinke und fand das Haus offen. Da merkte er gleich, daß etwas geschehen war, denn daß der alte Ruttner — Gott verzeihe ihm seine Sünden — seine Thüre nicht verschlossen hätte, das konnte nicht vorkommen. Darauf hat er seinen Spieß fester gefaßt und ist muthig eingedrungen, sagte er, und da fand er den Alten vor seinem Bette liegend und neben ihm mit blutiger Schnauze den Nero, der hat schauerlich geheult.“

„Gott steh' uns bei,“ jammerte eines der umstehenden Weiber, „und behüte uns vor Geiz und Habgucht.“

„Das möcht' Ihr wohl sagen, Frau Nachbarin,“ meinte eine Andere. „Was hat er nun von seinem Reichthum? Keinem Menschen hat er etwas gegönnt, immer nur zusammengeschart und gewuchert, und jetzt bringt ihn das Geld noch um's Leben. Denn das ist sicher: nur wegen des Geldes ist er erschlagen worden! Dem alten Filz wird Niemand eine Thräne nachweinen,“ schloß sie ihre wenig theilnahmvolle Rede.

„Und wer mag es gethan haben?“ fragte Wagner den Barbier.

„Das wußte der Nachtwächter allerdings nicht,“ entgegnete dieser, „aber,“ setzte er pfliffig hinzu, „weitere Erhebungen sind im Zuge.“

„Still,“ hieß es plötzlich, „da holen sie ihn.“

Die Menge theilte sich, als zwei Krankenträger erschienen, welche eine geschlossene Bahre in das Haus trugen, dessen Thür der Polizist wieder sorgfältig schloß.

Bald darauf erblickte man die Träger auf's Neue, nun langsam und schwerfällig vorwärts schreitend, denn die Bahre barg jetzt den Leichnam des ermordeten Ruttner.

Scheu wichen die Umstehenden zurück, während die Weiber sich bekreuzigten.

Hinter der Bahre traten die Herren der Gerichtskommission ersten Blickes aus der Thür. Einer von ihnen führte den Hund, der willig folgte, an einer Leine.

Dann wurde das Haus verschlossen und an das Schloß ein Siegel angelegt.

Als dies geschehen war, fing die Menge der Neugierigen an, sich zu zerstreuen, und bald hatte die Domstraße wieder ihr gewöhnliches Aussehen angenommen.

In dem kleinen Garten hinter dem freundlichen Hause in der Mühlgasse war Anna soeben beschäftigt, den Frühstückstisch abzuräumen, den sie unter dem alten Rußbaum gedeckt hatte.

Hier saßen die Majorin und ihre Tochter

gewöhnlich an schönen Sommertagen, mit Handarbeiten beschäftigt, oder sonst etwas treibend, so lange die Sorge um andere häusliche Obliegenheiten es eben gestattete. Der kleine Garten diente ihnen in der besseren Jahreszeit, bei günstiger Bitterung, als Salon und Speisezimmer, wo sie die Besuche von Freunden und Verwandten empfingen, und wo Mutter und Tochter ihre bescheidenen Mahlzeiten einnahmen.

Es war ein lauschiges Plätzchen, die mit Geißblatt umrankte Laube im Schatten des großen Baumes, so recht geschaffen, die Ruhe und den Frieden der ländlichen Wohnung zu empfinden und zu genießen. Von hier hatte man einen weiten Blick in die liebliche Landschaft, über die üppigen Fluren und Felder, die der kleine Fluß wie ein leuchtendes Silberband durchzog, bis zu den nahen Waldbergen, deren große Tannenwälder den würzigen Duft ihrer harzreichen Nadeln auf lauen Lüften herüberschickten.

(Fortsetzung folgt.)

Das Quadricycle im Dienste des französischen Heeres.

(Mit Bild auf Seite 9.)

In fast allen größeren Heeren sucht man Fahrzeuge verschiedener Konstruktion militärischen Zwecken dienstbar zu machen und hat damit bereits sehr schöne Erfolge erzielt. Eigenartig und neu ist das französische Quadricycle, dessen Konstruktion und Benützung unsere Illustration auf S. 9 veranschaulicht. Seine vier Räder haben die Spurweite der Eisenbahnwagen und laufen gleich den Rädern der letzteren und der sogenannten Draifinen auf den Schienen eines Bahngeleises. Zwei Mann bewegen dies neue Fahrrad mit größter Leichtigkeit und Schnelligkeit, und es leuchtet sofort ein, daß man auf diese Weise im Kriege überall da, wo die Bahngeleise noch nicht zerstört sind, vortrefflich rekonosziren kann. Namentlich dürfte es sich empfehlen, solche Quadricycles in Feindesland den Eisenbahnzügen vorauszuschicken, zumal wo diese Brücken oder gefährliche Stellen passieren müssen.

Winter in der turkestanischen Steppe.

(Mit Bild auf Seite 12.)

In kaum einem Lande der Erde findet man so schroffe Temperaturgegensätze wie in den jetzt unter russischer Herrschaft stehenden Steppen Turkestans. Im Winter bilden die eifigen Schneestürme eine furchtbare Gefahr für Mensch und Thier. Oft werden die Heerden, oft auch die Hirten die Opfer der schneidenden Kälte, welche diese Stürme mit sich bringen, und der Schnee deckt ihre Leichen zu. Werden Reisende in der Steppe von einem Schneesturme überfallen, der ihre Augen blendet, die Begleitverweht und ihre Glieder zu erstarren droht, so hüllen sie sich dicht in ihre Pelze und überlassen sich blindlings der Führung ihres Kameels (siehe das Bild auf S. 12). Dieses bringt sie langsam, aber sicher nach der nächsten Haltestelle, während selbst der kundigste Steppenturkmene im Schneesturme außer Stande ist, seinen Weg zu verfolgen.

Das Abt-Denkmal in Braunschweig.

(Mit Bild auf Seite 16.)

Der Liederkomponist Ferdinand Abt, von dessen gemüthvollen Schöpfungen so manche — wie das allbekannte „Wenn die Schwalben heimwärts zieh'n“ — in's Volk übergegangen sind, war am 23. Dezember 1819 zu Eulenburg in der preussischen Provinz Sachsen geboren; er starb am 31. März 1885. In Braunschweig, der Stätte seiner langjährigen Wirksamkeit als Hofkapellmeister, ist ihm am 13. Juli 1891 ein würdiges Denkmal gesetzt worden, von dem wir auf S. 16 eine Ansicht bringen. Es ist aus Beiträgen der gesammten deutschen und deutsch-amerikanischen Sängerschaft errichtet und erhebt sich im herzoglichen Park, der Nordseite des Hoftheaters gegenüber. Von besonders schöner Wirkung ist eine nach dem Modell des Professors Karl Schtermeyer in Bronze gegossene Gruppe singender Knaben, welche die Hauptseite des Granitsockels schmückt.



Winter in der turkestanischen Steppe. (S. 11)

Humoristisches.

Im tiefen Keller.

Von G. Immlauer.



„Also, Jakob, Du gehst jetzt in den Keller und leerst den Keit vom großen Faß in's kleine, daß es voll wird; wenn Du fertig bist, ziehn wir's herauf. Aber nit allen austrinken! Verstehst Du?“



„Mit allen austrinken, hat er g'sagt? Na, a bißel bleibt schon noch übrig; elendiger Schmutzian übereinander. Oben kriegt man ja so wie so nix, wann nit, der Keller wär'!“



Vom großen Faß in's kleine, hat er g'sagt, sehr richtig, das stimmt; aber unkequem ist das Koffen mit so einem Heber!



Aber warum' sich denn so plagen? Da ist ein altes Glas, so geht's ja viel bequemer! — Ah! — Ah! — Der ist süffig! Sapperlot! Ist das ein gutes Weinderl'!



Sapperlot! Hat der eine Schneid! Mir dreht's ja den Kopf herum. Wie? Vom großen in's kleine Faß! oder vom kleinen in's große... Oder gar nit... Hi! hi! hi!...“ Stimme von oben: „Bist fertig, Jakob?“



„Ja—a—a! I bin fertig.“
(Oben): „I wirf's Hakenseil hinunter, häng' an... so... Hans, Mathes, kommt, anziehen helfen. — Jakob, 's geht los... eins — zwei — hopp!... Eins... zwei... hopp!“



„A Sakra! Das hängt sich an! Eins... zwei... hopp!... Krusitürten, mir geht der Athem aus, ein Eimerfaß, und so schwer!... Eins... zwei... hopp!“



(Im Keller): „Hi! hi! hi! Was ist denn das? Der Wein hebt Einen ja in d' Höh! Ah! Das is angenehm! I krieg' ja?... Ah!...“



„Hopp! Jetzt haben wir's! Sapperment noch 'mal hinein! Das ist ja der Jakob!“
Jakob, aus dem Kausche gerüttelt: „Bin schon fertig, Herr Wirth!“

Ein leeres Blatt.

Erzählung von A. Werthold.

I. (Nachdruck verboten.)

„Berger gegen Windheim!“ rief der Nuntius auf dem Gange des Gerichtsgebäudes, und sofort entstand ein auffallendes Gedränge, ein Schieben der auf dem Gange wartenden Menschenmassen.

Innerhalb weniger Minuten war der große Zuschauerraum dicht gefüllt. Der Vorsitzende des Gerichts klingelte, befahl dem Nuntius, die Thür zu schließen und sagte: „Wir treten jetzt in die Verhandlung ein. Die Klägerin, Ada Berger — ist sie hier?“

Vor den Gerichtstisch trat eine junge Dame am Ende der zwanziger Jahre. Ihre Kleidung war fast ärmlich, ihr Gesicht kaum hübsch zu nennen; es schien durch Kummer und vielfach vergossene Thränen, jetzt wohl auch durch Angst und Scham entstellt zu sein.

„Der Beklagte, Rudolph Windheim, ist ebenfalls anwesend,“ sagte der Präsident.

Gegenüber der Klägerin stand ein elegant gekleideter Mann am Anfang der dreißiger Jahre, der sich kurz verbeugte.

„Und diese Herren?“ fragte der Präsident, sich an die Begleiter des Beklagten wendend.

„Mein Rechtsanwalt, Justizrath Bornstädt, und mein Vater.“

Der Richter machte eine leichte Verbeugung. „Herr Kommerzienrath Windheim,“ sagte er, „Sie sind zur Unterstützung Ihres Sohnes hier erschienen?“

„Jawohl,“ sagte der alte Herr, eine würdig aussehende Kaufmannsgestalt.

„Die Klägerin hat keinen Rechtsanwalt?“

„Nein,“ erklärte mit unsicherer Stimme Ada Berger.

„Sie klagen also, Fräulein Ada Berger, oder, wie Sie sich nennen, Frau Ada Windheim, gegen den hier anwesenden Rudolph Windheim wegen Eheverlassung und auf Anerkennung einer zwischen ihm und Ihnen geschlossenen Ehe. Herr Rudolph Windheim leugnet, jemals mit Ihnen verheirathet gewesen zu sein, während Sie das Gegentheil behaupten. Wollen Sie erklären, worauf sich Ihre Behauptungen gründen?“

„Ich war,“ sagte Ada Berger zuerst zögernd, dann aber, wie es schien, ihre Fassung gewinnend, „als Gesellschafterin im Hause des Herrn Kommerzienraths Windheim engagirt, so lange die verstorbene Frau Kommerzienrath lebte. In dieser Zeit lernte ich Herrn Rudolph Windheim kennen, und dieser trat zu mir insofern in Beziehungen, als er mir den Hof machte und mir wiederholt seine Liebe gestand. Ich war ihm durchaus nicht abgeneigt, setzte aber, da ich die unserer Verbindung entgegenstehenden Schwierigkeiten nicht verkannte, seinen Bewerbungen zunächst Widerstand entgegen. Dann starb die Frau Kommerzienrath Windheim, und ich ging aus dem Hause. Ich hatte eine Stelle als Lehrerin an einer englischen Schule in Schottland angenommen, blieb aber auf Wunsch des Herrn Rudolph Windheim mit ihm in Briefwechsel. Er theilte mir, als ich ein halbes Jahr in Schottland war, mit, daß sein Vater ihn zu seiner weiteren Ausbildung nach England schicke, und daß es ihm angenehm sein würde, mich in London zu treffen. Aus Gründen der Vorsicht weigerte ich mich, auf diese Zusammenkunft einzugehen, bis mir Rudolph Windheim einen Brief schrieb, in dem er mir versicherte, daß seine Absichten die besten seien. Er gab mir in aller Form ein schriftliches Heirathversprechen, theilte mir sogar die Adresse des Geistlichen mit, der uns ohne weitere Formalitäten trauen wolle, und bat mich dringend, schleunigst nach London zu kommen. Auf diesen Brief

hin ging ich nach London und wurde mit Rudolph Windheim einige Tage darauf getraut, wobei zwei Engländer, die mit meinem Gatten befreundet waren, als Zeugen dienten. Wir haben darauf ein Jahr zusammen gelebt, während dessen ich mich nie über das Verhalten meines Gatten beklagen konnte. Unsere Verbindung mußte geheim bleiben, weil jedenfalls Herr Kommerzienrath Windheim nicht mit derselben einverstanden gewesen wäre. Mein Gatte beruhigte mich damit, daß er den Vater versöhnen und unserer Verbindung geneigt machen würde, anderenfalls mühten wir mit der Veröffentlichung unserer Heirath eben noch warten. Rudolph Windheim drang in mich, auch meinen Verwandten von der Heirath nichts mitzutheilen. Vor ungefähr einem Jahre wurde mein Gatte von seinem Vater nach Deutschland zurückberufen, und verließ mich mit der Versicherung, daß er binnen Kurzem mir Nachricht geben würde. Er machte mir auch noch eine kleine Geldsendung von Deutschland aus, dann aber hörte ich nichts mehr von ihm. Ich wartete drei Vierteljahre auf Antwort und Nachricht von ihm, gerieth durch Geldmangel in die peinlichsten Verhältnisse und konnte nur mühsam durch Unterrichtsgebühren mein Leben fristen. Ich hatte bisher gezögert, an meinen Gatten zu schreiben, damit der Brief nicht seinem Vater in die Hände falle und uns bei ihm schade. Plötzlich las ich in einer deutschen Zeitung, daß der Sohn des Kommerzienraths Windheim sich mit der Tochter eines Großindustriellen, dessen Name mir entfallen ist, verlobt habe, und daß demnächst die Hochzeit stattfinden würde. Jetzt schrieb ich einen Brief an Rudolph, in dem ich ihn flehentlich bat, mir endlich Nachricht zu geben und mich über das Gerücht aufzuklären, erhielt aber keine Antwort. Ich raffte nun mein letztes Geld zusammen und kam hierher, um meine Ansprüche geltend zu machen.“

Die Klägerin schwieg und sah schüchtern und verlegen zu Boden. Ein Murmeln ging durch den Zuhörerraum.

„Und haben Sie irgend welche Schriftstücke,“ fragte der Präsident, „mit denen Sie Ihre Behauptungen beweisen können? Haben Sie Briefe, einen Trauschein, irgend etwas? Soviel ich weiß, wird doch bei Eheschließungen durch die englischen Geistlichen ein Trauschein ausgestellt.“

„Diesen Schein,“ erklärte Ada Berger, „hat mein Gatte an sich genommen.“

„Und Sie besitzen nichts Schriftliches?“

„Nur den vorhin erwähnten Brief, in dem Rudolph Windheim mich aufforderte, nach London zu kommen. In diesem stand auch der Name und die Wohnung des Geistlichen, der uns trauen sollte, und die mir vollständig entfallen sind. Diesen Brief habe ich sorgfältig unter meinen Papieren verwahrt, während ich auf Wunsch meines Gatten alle sonstigen Briefe, die ich als Mädchen mit ihm gewechselt hatte, verbrannte. Nachdem er London verlassen, habe ich von ihm nur eine einzige Postanweisung erhalten, auf deren Abschnitt er einige Worte geschrieben hatte; diesen Abschnitt habe ich als unwichtig nicht verwahrt.“

„Und wo ist,“ fragte der Präsident, „der wichtige Brief, von dem Sie sprechen?“

„Hier ist er,“ erklärte Ada Berger und überreichte einen großen Quartbogen weißen Papiers dem Präsidenten. Dieser öffnete den Bogen und betrachtete ihn auf beiden Seiten.

Der Bogen war weiß und vollständig unbeschrieben. Der Präsident schüttelte den Kopf und sah die Klägerin fragend an.

„Ich schwöre bei Allem, was mir heilig ist,“ erklärte diese, „daß dieser Bogen beschrieben war, und daß er die von mir angegebenen Versprechungen und Erklärungen enthielt. Der Brief lag in einem kleinen hölzernen Schmuck-

kasten mit doppeltem Boden, in dem ich meine Papiere verwahrte; ich legte ihn in das Geheimfach, weil es der einzige Ausweis meiner Ehe und meiner Beziehungen zu Rudolph Windheim war, obwohl ich damals nicht glaubte, daß er mich betrügen und ich es nöthig haben würde, ihn gerichtlich zur Anerkennung meiner Rechte zu zwingen. Ich habe diesen Brief erst herausgefunden, als ich jetzt nach Deutschland kam. Da sah ich zu meinem Schrecken, daß ein leerer Bogen sich in dem Umschlage befand. Eine Verwechslung ist nicht möglich, ich kann nur annehmen, das Rudolph Windheim schon, als er mich aufforderte, nach London zu kommen, unehrliche Absichten hatte, und daß dieser Brief mit sogenannter sympathetischer Tinte geschrieben war, welche nach einiger Zeit verblasst und vollständig verschwindet.“

Der Präsident wendete sich an den Beklagten: „Wollen Sie sich nun zur Sache äußern!“

„Ich überlasse,“ sagte Rudolph Windheim, wie es schien, etwas unsicher, „die Antwort meinem Herrn Rechtsbeistande.“

„Darf ich bitten, Herr Justizrath!“ sagte der Präsident.

Der Justizrath wies in einer fast einstündigen Rede nach, daß es sich hier um eine Erpressung handle, die gegen einen reichen Mann auszuüben versucht werde. Er wies darauf hin, daß die Klägerin gar keine Beweise habe, und das leere Blatt, das sie vorweise, eigentlich eine Lächerlichkeit, wenn nicht eine Unverschämtheit sei.

Die Rede machte entschieden großen Eindruck, auch beim Gerichtshofe.

Der Präsident erklärte: „Herr Windheim, wollen Sie einen Eid leisten, daß Sie nie einen Brief des Inhalts, wie ihn die Klägerin angibt, geschrieben, daß Sie nie eine Ehe mit ihr in England eingegangen sind? Können Sie dies mit gutem Gewissen thun?“

„Ich kann es.“

„Dann wollen wir Sie diesen Eid leisten lassen. Damit ist der Prozeß zu Ende, und jede weitere Verfolgung des vermeintlichen Anspruchs der Klägerin abgeschnitten. Treten Sie vor, Rudolph Windheim, und heben Sie Ihre Hand zum Schwur auf.“

Der Präsident, der Gerichtshof und sämtliche Anwesende erhoben sich, Rudolph Windheim, der etwas blaß aussah, biß sich auf die Lippen und trat vor.

Plötzlich stand die Klägerin neben ihm und rief in höchster Aufregung: „Rudolph, Du wirst nicht einen Meineid leisten, Du wirst nicht Gott zum Zeugen anrufen bei einer solchen Schlechtigkeit, wie Du sie eben zu begehren im Begriff bist! Hast Du denn gar kein Gewissen?“

„Ich muß Sie bitten, Klägerin,“ sagte der Präsident, „sich aller Störungen der Verhandlung, vor Allem aber aller Beleidigungen gegen den Beklagten zu enthalten. Herr Windheim ist gefragt worden, ob er diesen Eid leisten kann; er hat sich mit seinem Gewissen ohne Zweifel schon lange beathen und wird jetzt wohl wissen, ob er den Eid leisten kann oder nicht. Ich fordere Sie auf, Klägerin, sich an das andere Ende des Tisches zu stellen und durch nichts die Verhandlung zu stören. — Nun sprechen Sie mir nach, Rudolph Windheim: ich werde Ihnen die Eidesformel vorschlagen.“

Rudolph Windheim leistete den Eid, während Ada Berger stumm da stand und die Hände rang; dann trat er zurück, und der Präsident fragte: „Hat noch Jemand irgend welche Anträge zu stellen?“

Der Justizrath als Vertreter Windheim's wiederholte seine Anträge, und der Gerichtshof zog sich zurück. Schon nach wenigen Minuten kehrte er zurück, und der Präsident verkündete,

daß die Klägerin mit ihren Ansprüchen auf Anerkennung der Ehe zwischen ihr und Rudolph Windheim abzumeifen sei, da keinerlei Beweise für das Vorhandensein einer solchen Ehe beständen; zugleich aber die Klägerin in Haft zu nehmen sei, da eine Anklage wegen Erpressung erhoben werden würde.

Stumm ließ sich Uda Berger von dem Gerichtsdiener abführen.

2.

Die Gerichtsverhandlung mit allen Neben Umständen bildete das Tagesgespräch der norddeutschen Provinzialstadt, in der sie sich abgespielt. Meist war man nur zu geneigt, Uda Berger für eine Schwindlerin und Hochstaplerin zu halten, und in diesem Sinne äußerten sich auch die Gäste des Stammtisches in einem größeren Restaurant am Marktplatz. Man sprach gänzlich ungenirt, so daß ein in der Nähe des Tisches sitzender fremder Herr, ohne es zu wollen, Ohrenzeuge des ganzen Gesprächs wurde. Gegen zehn Uhr verließen die Stammgäste das Lokal; der Fremde, ein hochgewachsener Mann am Ende der dreißiger Jahre, rief darauf den Oberkellner heran und erkundigte sich genau darnach, wo sich das Untersuchungsgefängnis befinde, wo der Gerichtspräsident wohne, und entfernte sich endlich mit nachdenklicher Miene.

Am nächsten Morgen gegen neun Uhr wurde Uda Berger, welche eine entsetzliche Nacht im Gefängnis verbracht hatte, durch die Schließerin gemeldet, daß ein Herr im Sprechzimmer sei, der sie in einer dringenden Angelegenheit zu sprechen wünsche. Die Karte, welche die Schließerin brachte, enthielt einen Namen, den Uda nicht kannte: „Dr. M. Arnold, Privatdozent an der technischen Hochschule zu B.“ stand darauf.

Uda begab sich in das Sprechzimmer und sah einen ihr unbekanntem Herrn vor sich, denselben, der am Abend vorher in einem öffentlichen Lokal über ihr Geschick so Eigenthümliches gehört hatte.

„Ich bin gekommen,“ sagte er, „um zu versuchen, ob ich Ihnen nicht zu Ihrem Rechte verhelfen kann. Sagen Sie mir nur, wo sich der leere Briefbogen befindet, der nach Ihrer Erklärung früher mit Schriftzügen bedeckt war.“

„Er befindet sich bei den Akten,“ versetzte Uda. „Ich habe ihn während der Sitzung dem Präsidenten übergeben, und dieser hat ihn in die Akten hineingelegt.“

„Dann muß ich mich also dorthin wenden. Wollen Sie mir vertrauen? Würden Sie mir gestatten, daß ich Ihre Vertheidigung übernehme?“

„Ich befinde mich in so schrecklicher Lage, daß ich jedem Menschen dankbar bin, der sich um mich kümmert und sich meiner annimmt. Ich weiß nur nicht, wie Sie meine Vertheidigung führen wollen, denn aus Ihrer Karte ersehe ich, daß Sie nicht Jurist, sondern Techniker sind.“

Arnold lächelte. „Im vorliegenden Falle kann ein Jurist nichts nützen, sehr viel aber ein Chemiker und ein Kenner der neuesten Fortschritte unserer Wissenschaft. Meine Vorlesungen an der technischen Hochschule und meine Arbeiten in den Laboratorien beziehen sich gerade auf Dinge, die für diesen Prozeß ausschlaggebend gewesen sind. Ich bin zufällig auf der Durchreise hier, aber Ihre Sache interessirt mich so, daß ich gern, wenn es sein muß, den Rest meiner Ferien opfern will, um durch meine Wissenschaft Ihnen vielleicht zu Ihrem Rechte zu verhelfen. Nur Eines müssen Sie mir unter allen Umständen bestätigen: ist jener jetzt leere Bogen wirklich derjenige, den Sie damals mit Schriftzügen bedeckt erhalten haben, oder ist es nicht möglich, daß eine Verwechslung vor sich gegangen sein kann?“

„Eine solche Verwechslung ist meines Wissens ausgeschlossen. Ich habe den Brief stets sorgsam gehütet.“

„Nun, so dürfen Sie Hoffnung schöpfen. Sie sollen bald Näheres von mir hören.“

Acht Tage später wurde Rudolph Windheim wegen Meineids in Untersuchungshaft abgeführt, Uda Berger dagegen aus der Haft entlassen. Diese Wendung, welche die an und für sich schon sensationelle Angelegenheit genommen hatte, war wohl geeignet, die allgemeine Aufmerksamkeit noch höher zu erregen.

Niemand erfuhr etwas Näheres bis zum Tag der Schwurgerichtssitzung, an welchem diesmal der Saal nicht den zehnten Theil der Menschen faßte, die sich herzudrängten, dem großen Skandalprozeß beizuwohnen.

Im Saale des Schwurgerichts gab es diesmal höchst eigenthümliche Dinge zu sehen. Neben dem Tische des Gerichtshofes war eine Bühne errichtet worden, auf welcher ein Ständer mit einer eigenthümlichen Maschine sich befand. Unterhalb der Bühne lag ein Sack aus Gummi, mit Gewichten beschwert. Gegenüber der Maschine war an der Wand ein großer, gelblichweißer Stoff ausgedehnt, welcher mehrere Quadratmeter bedeckte. An den Fenstern des Saales waren dunkle Vorhänge angebracht, die sonst nicht da zu sein pflegten.

Windheim hatte in der Untersuchungshaft beständig gelehnet. Er sah leichenblaß aus, als er zur Anklagebank schritt, und man merkte, wie schwer es ihm wurde, alle die neugierigen Blicke auszuhalten, die man auf ihn richtete.

Unter lautloser Stille erfolgte die Auslösung der Geschworenen, bildete sich der Gerichtshof; der Präsident fragte Rudolph Windheim, ob er sich schuldig bekenne. Als der Angeklagte verneinend antwortete, erhob sich der Staatsanwalt, um auf die Bedeutsamkeit des Falles aufmerksam zu machen; dann wendete er sich noch einmal an den Angeklagten und fragte: „Sie haben also nie einen Brief an die damalige Uda Berger geschrieben folgenden Inhalts?“ Er verlas darauf ein Schreiben aus den Akten, und der Wortlaut desselben schien auf Windheim einen niedererschmetternden Eindruck zu machen. Man sah, daß er abwechselnd roth und blaß wurde und sich krampfhaft an der Schranke festhielt, welche die Anklagebank von dem Gerichtshofe trennt, um nicht umzusinken. Der Staatsanwalt mußte ihn dreimal fragen, bevor er mit einem gepressten, fast tonlosen „Nein!“ antwortete.

„Sie haben gehört,“ fuhr der Staatsanwalt fort, „daß in diesem Schreiben der Name eines englischen Geistlichen — Atkinson — vorkommt; Sie wissen nicht, ob dieser Mann noch lebt?“

Windheim schüttelte den Kopf.

„Dieser Mann ist todt,“ sagte der Staatsanwalt, „Sie wissen es ganz genau, und deshalb glaubten Sie sich sicher. Sie wußten nur nicht, daß die englischen Geistlichen verpflichtet sind, über jede Trauung, die sie vollziehen, ein Protokoll in ein Buch einzutragen, welches alljährlich an die Behörde abgeliefert wird. Dieses Buch ist in London ermittelt worden, und unter dem Datum, das mit den Angaben Ihrer Gattin genau übereinstimmt, findet sich die Geschließung des Rudolph Windheim mit der Uda Berger eingetragen. Sie leugnen auch dieses?“

Windheim schwieg.

„Setzen Sie sich!“ sagte der Staatsanwalt. „Herr Präsident, ich bitte, jetzt den Sachverständigen zu vernehmen und ihn sein Experiment vornehmen zu lassen.“

„Herr Privatdozent Doktor Arnold!“ rief der Präsident.

Arnold erschien unter allgemeinem Erstaunen der Zuhörer, denn er war in der Stadt eine

gänzlich unbekannt Persönlichkeit. Er wurde als Sachverständiger vereidigt und hielt darauf an die Geschworenen folgende Ansprache: „An dem Tage, an welchem die Verhandlung der Klage der Frau Windheim gegen ihren treulosen Gatten hier stattfand, war ich auf der Durchreise anwesend, hörte von der Angelegenheit und interessirte mich für dieselbe, da meine Spezialität die Chemie und die neueren Fortschritte der Photographie sind. Ich setzte mich mit der verhafteten Frau Uda Windheim in's Einvernehmen und erhielt von dem Herrn Gerichtspräsidenten die Erlaubniß, das leere Blatt Papier, das sich bei den Akten befand, prüfen zu dürfen. Auf demselben befand sich nichts, was früheren Schriftzügen hätte ähnlich sehen können. Die Probe, welche die vernommenen Sachverständigen mit der Erwärmung des Papiers gemacht haben, ergab ebenfalls kein Resultat. Es gibt aber eine ganz neue Erfindung, durch die man besser sehen kann, als durch das beste Mikroskop, durch das stärkste Vergrößerungsglas: das ist die Entdeckung einer neuen Wirkung der Photographie. Unter Zuhilfenahme eines hiesigen Photographen ließ ich im Gerichtszimmer die vier leeren Seiten des Briefbogens photographiren, und das Ergebnis will ich Ihnen sofort vorführen.“

Arnold bestieg die Bühne, schraubte eine Flamme im Innern des Apparates hoch, öffnete ein kleines Ventil, und zischend und fingend fuhr aus dem Gummisack Gas in den Apparat hinein, in dem es eine intensive Helligkeit verbreitete. Zugleich wurden sämtliche Vorhänge im Saale heruntergelassen. Dann öffnete Arnold den Verschußdeckel des Apparates und auf der Fläche gegenüber erschien ein heller, kreisrunder Fleck von vielleicht drei Meter Durchmesser.

„Von den Photographien des leeren Briefbogens,“ erklärte Arnold, „wurde nach Verlieben ein Stück herausgerissen, auf eine Glasplatte übertragen und diese in den Hydrooxygenapparat gebracht, welcher außerordentlich vergrößert. Als das Präparat so wie jetzt eingeschoben wurde, zeigte sich an der Wand, genau wie jetzt, Folgendes.“

Ein Ausruf des Erstaunens ging durch den Saal. An der Wand stand in riesenhaften Schriftzügen deutlich die Unterschrift: „Rudolph Windheim.“

„Dieser Probeversuch,“ erklärte Arnold weiter, „war mir ein genügender Beweis dafür, daß auf dem leeren Papier in der That Schriftzüge vorhanden gewesen waren, welche das menschliche Auge nicht mehr sehen konnte, deren anscheinend unsichtbare Spuren aber doch noch Einfluß auf die lichtempfindliche photographische Platte hatten. Ich werde in der Lage sein, Ihnen jetzt sofort den ganzen Inhalt des Briefes in außerordentlicher Vergrößerung auf jener hellen Fläche zu zeigen. Damit Sie sich aber, meine Herren Geschworenen, überzeugen, daß es sich wirklich um die Handschrift Rudolph Windheim's handelt, will ich Ihnen beifolgend eine Probe seiner Handschrift geben, die aus den letzten Tagen stammt. Es ist mir von dem Herrn Untersuchungsrichter ein Zettel zur Verfügung gestellt worden, den Windheim aus der Untersuchungshaft an seine Angehörigen schrieb, und der abgefangen wurde. Diese Handschrift stammt unzweifelhaft von ihm.“

Wieder erschienen in dem hellen Kreise Schriftzüge, und mit Erstaunen lasen die Geschworenen und auch das Publikum:

„Sendet mir das Versprochene für alle Fälle. Ich verzweifle.“

Rudolph Windheim.“

„Wollen Sie,“ jagte Arnold zu den Geschworenen, „sich diese Schriftzüge einprägen. Ich werde außerdem in gewissen Zwischen-

Mannigfaltiges.

(Nachdruck verboten.)

räumen Ihnen immer wieder diese Schriftzüge vorführen, damit Sie die feste Ueberzeugung gewinnen, daß der nachfolgende Brief vor ungefähr zwei Jahren von Rudolph Windheim an Ada Berger in der That geschrieben worden ist, und zwar mit sympathischer Tinte, die nach einiger Zeit verblaßte und vollständig ver schwand, deren Spuren aber kein Geheimniß für die moderne Photo graphie blieben."

Unter der lautlosen Spannung der Anwesenden wurde darauf stückweise durch den Apparat an die Wand in riesiger Vergrößerung der Brief geworfen, der genau denselben Inhalt hatte, wie der, den der Staatsanwalt am Anfang der Verhandlung verlesen hatte. Es war der Brief, aus welchem die Staatsanwaltschaft den Namen des englischen Geistlichen erfahren hatte, der die Trauung vornahm, derselbe Brief, durch den es mit Hilfe der englischen Behörden so rasch gelungen war, eine Abschrift aus den Trauungsprotokollen des nunmehr verstorbenen Geistlichen zu erhalten.

Die Vorführung nahm länger als eine Stunde in Anspruch. Der Angeklagte hatte während dieser Zeit lautlos dagefessen, den Kopf in die Hände gestützt.

Als Arnold seinen Vortrag beendet hatte, konnten die Zuhörer sich kaum enthalten, in Beifallsjubel auszubrechen, aber der energische Zuruf des Präsidenten verhinderte diesen Ausbruch der Leidenschaft. Arnold stellte seinen Apparat ab, ließ die Fenster vorhänge öffnen und trat wieder vor den Gerichtstisch.

"Angeklagter, was haben Sie auf diese Vorführung zu erwidern?" fragte der Präsident des Gerichtshofes.

Rudolph Windheim blieb unbeweglich. Der Präsident wiederholte seine Anfrage, und der Nuntius trat an Windheim heran, um ihn zu rütteln. Eine Leiche fiel von der Anklagebank, die noch in der krampfhaft geschlossenen Hand ein Fläschchen hielt. Rudolph Windheim hatte sich vergiftet, während die allgemeine Aufmerksamkeit auf die Vorführung Arnold's gerichtet war. Er hatte sich einem höheren Richter gestellt, um dem irdischen zu entgehen.

* * *

Der Kommerzienrath Windheim konnte den Schlag, der ihn getroffen, nicht überwinden, obwohl er unschuldig an der Nichtswürdigkeit seines Sohnes war. Er erkannte rückhaltslos, noch bevor das Gericht dies aussprach, Ada als die Wittve seines Sohnes an und setzte ihr nicht nur ein reiches Jahrgeld aus, sondern bedachte sie auch in seinem Testamente, als er kurze Zeit darauf gramgebeugt starb.

Ada lebt bei ihren alten Eltern, und der Privatdozent Arnold, dessen wahren Namen wir natürlich hier nicht angegeben haben, ist heute Professor und einer der hervorragendsten Forscher auf dem Gebiete der praktischen Wissenschaft, die durch ihre neuesten Fortschritte weit über die früheren Grenzen hinausgewachsen und dem Menschen eine wichtige und unentbehrliche Helferin auf allen Gebieten des Lebens geworden ist.

Der beste Lampenputzer. — Die berühmte Hof schauspielerin Frau Amalie Daizinger pflegte in ihrer lebenswürdigen Weise immer Jedem, wer es auch sei, etwas Angenehmes zu sagen. Bei einem ihrer Gastspiele, das, wie immer, rauschendsten Erfolg

gehabt, geschah es, daß sie nach Schluß der Vorstellung alle Mitwirkenden beglückwünschten, welcher Huldigung sie auch das bei dieser Bühne beschäftigte Dienstpersonal anschoß. Ganz zuletzt kam ein unscheinbares, ziemlich schübig gefleddertes Männchen, das aber doch nicht zurückbleiben wollte

"Recht schön; aber wer sind Sie denn eigentlich?" fragte mit dem gewinnendsten Lächeln die Geseierte.

"Ich bin — der — der Lampenputzer," kam die Antwort etwas stotternd heraus. Einen Augenblick schweig Frau Daizinger, dann aber nickte sie bedeutungsvoll mit dem Kopfe und sagte sehr ernst: "Hören Sie, i hab' scho' viele Lampenputzer g'sehn, aber so schön wie Sie hat mir no' Keiner die Lampen gepußt!"

Der Lampenputzer fühlte sich durch dieses Lob äußerst geschmeichelt, und sein Antlitz strahlte für den Rest des Abends vor Freude mehr als vorher während der Vorstellung alle seine Lampen zusammen.

[D.—I.]

Im eigenen Garn gefangen. — Ein Bäckermeister in Aarau bezog seine Butter seit langer Zeit von einem Bauern aus der Umgegend. Eines Tages schien es ihm, daß die Butterklumpen, von denen jeder drei Pfund wiegen sollte, das verlangte Gewicht nicht hatten. Er fing deshalb an, Klumpen für Klumpen zu wiegen, und konstatierte, daß sie sämtlich weniger wogen. Der Bäcker verklagte also den Bauern.

Im Termin fragte diesen der Richter:

"Haben Sie eine Wage?"

"Ja, Herr Richter!"

"Und Gewicht?"

"Nein, solches habe ich nicht."

"Wie wiegen Sie denn Ihre Butter?"

"Ganz einfach so," antwortete der Bauer; "seitdem der Bäcker die Butter von mir kauft, kaufe ich auch mein Brod bei ihm, den Laib zu drei Pfund. Diese Laibe dienen mir als Gewicht für meine Butterklumpen. Wenn nun das Gewicht nicht richtig ist, so ist das nicht mein Fehler, sondern der seinige."

Darauf hin wurde die Klage des Bäckermeisters kostenfällig abgewiesen.

[C. T.]



Das Abt-Denkmal in Braunschweig. (S. 11)
Nach einer Originalphotographie von Fr. Freund.

Bilder-Räthsel.



Auflösung folgt in Nr. 3.

Auflösung des Doppelschrift-Räthfels in Nr. 1:

Die Lettern sowohl des äußeren, wie die des inneren Schriftkreises werden nach den verschiedenen Klee- und Herzblättern, die sich um das Schild ziehen, abgelesen und zwar: zuerst die weißen Kleeblätter, dann die schwarzen Herzblätter, hierauf die grauen (schraffirten) Klee- und zuletzt die weißen Herzblätter; jedesmal ist in der Mitte oben (beim A) zu beginnen und in der Runde von rechts nach unten links zu lesen. Die Lettern des Außenkreises geben: Allen Menschen Recht gethan; die Lettern des inneren Kreises: Ist eine Kunst, die Niemand kann.

Kombinations-Aufgabe.

Aus jedem der folgenden neun Sätze ergibt sich durch Kombination gewisser, aufeinander folgender Buchstaben ein Wort, dessen nähere Bezeichnung die Klammern andeuten.

1. Der Herr des Hauses tadelt den Diener ob seiner verkehrten Handlungsweise. (Eine Stadt in Hannover.)
2. Der quakende Frosch ahnte nicht seines Feindes Nähe. (Ein Hausthier.)
3. Zur Messe wollt' er gehen, wohl in den Dom nach Mainz. (Ein Baum.)
4. Neben dem Odel saßen zwei seiner Jugendfreunde. (Ein deutsches Gebiet.)
5. Der wacker Kämpfer diente dem Vaterlande viele Jahre. (Ein Hausthier.)
6. Die entwischten Fränkchen singen Feuer, das durch den dahergeschraubenden Sturm in den nahen Speicher getragen wurde. (Eine Stadt in Westfalen.)
7. Dageleich die Nachricht nicht unerwartet kam, verlehnte sie doch alle in größtes Erstaunen. (Ein Salzwerk.)
8. Die Großstädter sind an telegraphische Neuigkeiten gewöhnt. (Ein italienischer Dichter.)
9. Von jenem Dache fiel ein Eiszapfen. (Ein Fluß in Hannover.)

[Heinrich Voigt.]
Auflösung folgt in Nr. 3.

Räthsel.

Wir sind von keiner großen Länge,
Jedoch dir nützlich ungemain;
Du hast uns zwar in keiner Menge,
Doch sind wir zur Genüge dein.
Leicht wird dir uns're Zahl bekannt,
Hast du ein Zeichen uns entwandt. [Adolf Nagel.]
Auflösung folgt in Nr. 3.

Auflösungen von Nr. 1: der Charade: Armseelig; des Palindroms: Gitter, Rettig.

Alle Rechte vorbehalten.

Verlag der Thorer Dödsentischen Zeitung
W. Schirmer in Thorn.

Redigirt unter Verantwortlichkeit von Th. Freund, gedruckt und herausgegeben von der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.